Nr. 81. Sonntag, den 5. April 1914. 28. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰. Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: J. Reitze in Hamburg.

Anzeigen die siebengespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰, Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags). in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit, Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung: Erdgeschoß, Buchdruckerei-Kontor: 1. Stock, Fehlandstr. 11.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. Nord-Barmbeck bei Robert Birr, Poppenhusenstr. 13. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. Rotenburgsort und Veddel bei Fr. Hübener, Billh. Röhrendamm 213 a, Hchpt. Wilhelmsburg bei Adolf Bendt, Schulstr. 22 a. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. Ottensen, Bahrenfeld bei Franz Rose, Friedensallee 46.

Hierzu **fünf** Beilagen und das illustrierte Unterhaltungsblatt **„Die Neue Welt“**.

Die Krise in England dauert.

z. London, 3. April.

Nach dem Sturm kommt die Ruhe. Ob es auch Friede ist? Noch vorgestern beglückwünschten sich die Liberalen zum Abschluß der schweren Krise, und der National Liberal Club, das Hauptquartier des Londoner Liberalismus, der erst eine Woche früher den liberalen Arbeiterdeputierten John Ward feierte, weil er im Unterhaus gegen die Anmaßung der Krone gesprochen hatte, faßte einstimmig eine Resolution, in der er das vollständige Vertrauen der Partei in die Regierung aussprach, und brachte ein begeistertes Hoch auf den König aus. Tatsächlich stimmten auch die konservative Presse und die konservativen Redner im Unterhause einen versöhnenden Ton an, und die konservative Parteiorganisation in East Fife, dem Wahlkreise Asquiths, wo er sich jetzt einer Wiederwahl unterziehen muß, beschloß, einen Gegenkandidaten nicht aufzustellen. Somit schien schon alles wieder gut zu sein. Aber bereits am selben Abend hielt im Unterhaus der konservative Führer Finlay, ein ehemaliger und wohl auch zukünftiger Minister, eine Rede, die wieder stark zugespitzt war, und gestern sekundierte ihm Herr Balfour selbst in einer Weise, die bewies, daß wenigstens die konservative Opposition sich gar nicht ausgesöhnt fühlt. So war die nach dem großen Sturm der vergangenen Woche eingetretene Stille keineswegs die Stille des Friedens. Es war die Stille der Müdigkeit und die Stille des Suchens nach einer neuen Orientierung in den geänderten Umständen.

In der Wirklichkeit haben die sensationellen Ereignisse der vergangenen Woche eine ganz neue Situation, man darf fast sagen, ein ganz neues England geschaffen. England hat eine tiefe und erschütternde Krise durchgemacht, und obschon alles scheinbar wieder auf seinem Platze steht, beruht das ganze auf einem neuen Fundament, auf einer neuen Verfassung. Die wiederhergestellte Ordnung ist nichts als eine kolossale Lüge und wie jede Lüge wird sie früher oder später zusammenbrechen.

Der Leser weiß, wie sich die Regierung aus der Klemme gerettet hat. Sie hat sich gerettet eben durch eine Lüge, wie sie schamloser nicht ersonnen werden könnte. Man wird sich erinnern, daß im Auftrage des Kriegsministers der kommandierende General in Irland seine Offiziere zu sich kommen ließ und ihnen erklärte: „Wer die militärischen Operationen in Ulster nicht mitmachen will, der soll demissionieren, es sei denn, daß er selbst ein Ulstermann ist, in welchem Falle er sich auf „Urlaub“ wohin er will begeben kann.“ Als sich dann erwies, daß die Demissionsgesuche massenhaft waren und das Publikum ob dieser unerhörten Schwäche der Regierung aufgebracht war, ließ der Kriegsminister die Offiziere zu sich nach London rufen, bat sie, ihre Demissionen zurückzuziehen und gab ihnen eine schriftliche Versicherung namens der Regierung, daß sie gegen Ulster nicht verwendet werden würden. Dadurch aber war die Kapitulation der Regierung vor der Soldateska erst recht dokumentiert. Doch die Regierung hoffte, daß kein Mensch in der Welt davon wissen würde. In der Tat erklärte die Regierung auf Anfragen im Parlament, daß die Offiziere den kommandierenden General in Irland mißverstanden hätten, und daß, nachdem man ihnen die wahre Sachlage in London klargemacht hatte, nämlich, daß die Operationen in Ulster nur als Schutzoperationen zur Deckung der verschiedenen militärischen Magazine gemeint wären, sie bereitwillig nach ihren Regimentern zurückkehrten. Bedingungslos? fragte man sie. Ja, bedingungslos! war die Antwort. Aber das schöne Dokumentchen war bereits in allen konservativen Klubs Londons bekannt und die Lüge wurde auf der Stelle enthüllt. In einem wirklich demokratischen Lande wie Frankreich, oder selbst in England, wenn im Parlament und im Lande nicht eine „Arbeiter“-, sondern eine wirkliche sozialistische Partei die Massen leitete, hätte die feige und lügnerische Regierung sofort und auf der Stelle demissionieren müssen. Nicht so aber in dem heutigen England, wo die Massen immer noch genasführt werden, und wo politischer Betrug und Schwindel den wahren Klassenkampf ersetzen. Die Regierung, auf einer Lüge ertappt, suchte sofort in einer zweiten Lüge Zuflucht. Wie, der Kriegsminister habe den Offizieren eine schriftliche Versicherung gegeben, daß sie gegen Ulster nicht geschickt werden würden? Aber das sei für sie, die Regierung, eine Ueberraschung! Das Kabinett habe im Gegenteil beschlossen, daß die Offiziere unbedingt alle Befehle der Regierung ausführen müßten, und der Kriegsminister habe zweifelsohne auf seine eigene Verantwortung gehandelt! Man gab sich den Schein, als ob man die Sache untersuchte, und es wurde wirklich „entdeckt“, daß der Kriegsminister auf seine eigene Rechnung gehandelt hätte. Nun sollte doch der Kriegsminister jetzt fortgehen? Ach, nein! Er habe in guter und ehrlicher Absicht gehandelt, und da jetzt das Kabinett seine Handlung desavouiert habe, so dürfe er auf seinem Posten bleiben!

Wo in der Welt ist von einer Regierung eine derartige Komödie ausgeführt worden? Aber das ist eben die Quintessenz der parlamentarischen Kunst, wie sie in einem so fortgeschrittenen Lande wie England täglich ausgeübt wird. Leider war auch diese Lüge nicht gut gelungen. Erstens erklärte in der Lordkammer Lord Morley, eines der vornehmsten Mitglieder des Kabinetts, daß der Kriegsminister vollständig im Sinne der Kabinettsbeschlüsse gehandelt hätte, und noch mehr, daß er, Morley, selbst dabei war, als der Kriegsminister seine schriftliche Versicherung an die Offiziere abgab, und die Handlung und Formel billigte. Also war der Kriegsminister gar nicht so einzig schuldig, wie es seine Kollegen und er selbst dargestellt haben. Zweitens aber hatten der Generalstabschef und sein Gehilfe das Dokument mitunterzeichnet, und jetzt erklärten sie, wenn ihre Unterschrift desavouiert werde, so müßten auch sie fortgehen. Und tatsächlich reichten sie ihre Demissionen ein! Jetzt mußte schon auch der Kriegsminister demissionieren, und so wurde mit einemmal die britische Armee enthauptet. Die Krise wurde nur dadurch zum Abschluß gebracht, daß der Premierminister Asquith selbst das Kriegsministerium übernahm, was ihm auch die Möglichkeit gab (da er sich nach englischen Gebräuchen jetzt einer Wiederwahl unterziehen muß), auf ein paar Wochen aus dem Parlament zu verschwinden.

So sieht man, wie schön die Dinge wieder geordnet worden sind. Lügen wurden geäußert und enthüllt, und noch mehrere Lügen blieben stehen. So ist zum Beispiel Morleys Verbleiben im Amt eine Lüge. Eine Lüge steckt in dem Punkt, den die Regierung sich hartnäckig weigert, aufzuklären, was im Auftrage der Regierung der komandierende General in Irland seinen Offizieren in erster Linie gesagt hat. Ferner liegt eine Lüge in der Abwesenheit des Premierministers vom Parlament unter einem technischen Vorwand. Die verhängnisvollste Lüge aber ist, daß die Verfassung, nachdem die Regierung jenes Dokumentchen des früheren Kriegsministers desavouiert hat, wieder glücklich hergestellt worden sei. Denn ob das Papier noch Gültigkeit besitzt oder nicht, die Tatsache bleibt, daß es herausgegeben wurde, daß in einer entscheidenden Stunde die Regierung vor dem Offizierkorps kapituliert hat, daß die Regierung jetzt weiß, daß sie auf die Armee nicht unbedingt sich verlassen darf. Daran mag keine Ableugnung zu ändern. Die Regierung selbst gesteht, was ist, dadurch, daß sie die Versuche wieder aufgenommen hat, einen friedlich-schiedlichen Weg in der Homerule-Frage zu finden, damit sie nicht gezwungen werde, gegen Ulster wirklich Gewalt anzuwenden. Nachdem sie schon vor drei Wochen erklärt hatte, sie würde mit der Opposition nicht mehr verhandeln und die Homerulevorlage durchsetzen, es möge kosten, was es wolle, macht sie jetzt eine Reihe neuer Vorschläge, die das Ziel haben, die Opposition auszusöhnen. So ist sie schon dazu bereit, in dem Zeitraum zwischen der endgültigen Annahme des Homerule-Gesetzes und seinem Inkrafttreten das Parlament aufzulösen und die Wählerschaft über das Gesetz zu befragen. Sollte dann die Wählerschaft den Konservativen recht geben, so würde das Gesetz zurückgezogen werden. Das wäre ein Verzicht auf den Parlamentsakt, dessen Sinn eben darin besteht, daß er ohne weiteres Anfragen der Wählerschaft, wie das die Lordskammer immer herbeiführte, das Zustandekommen eines Gesetzes ermöglicht. Schwerlich wird aus allen diesen Vorschlägen etwas herauskommen, denn die Konservativen sind sich ihrer Armee und anderer Machtmittel sicher und bestehen noch immer auf dem Recht der Offiziere, die Politik der liberalen Regierung zu diktieren. Ganz offen gestand dies im Unterhaus Balfour, indem er erklärte, die Frage sei jetzt nicht die Homerule, sondern das Recht der „englischen Bürger“, die des Königs Rock tragen, ihre politischen Meinungen zu haben und nur nach ihrem Gewissen zu handeln.

Darin hat Balfour vollkommen Recht. Nicht die irische Selbstverwaltung, sondern diese Verfassungsfrage steht gegenwärtig auf der Tagesordnung, und deshalb behaupten wir, daß die Krise noch bei weitem nicht gelöst worden ist. Es ist für die Vogelstraußpolitik der Liberalen charakteristisch, daß sie einer andern Meinung sind oder sich doch den Schein geben, es zu sein. Die Tatsachen aber werden sie in geeigneter Stunde des besseren belehren, denn was immer sie tun mögen, so wird ihnen die objektive Logik der Dinge doch schließlich zum Bewußtsein bringen, daß die ultima ratio jeder Verfassung nicht in ihren Händen liegt.

Politische Uebersicht.

Besitzsteuer-Feinde.

In der Monatsschrift des Hansabundes findet sich folgende Auslassung:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß seit der Annahme der Vermögenszuwachssteuer gegen den Willen des gesamten Gewerbestandes im Deutschen Reiche gegenüber den mittleren Parteien und ihren Bestrebungen eine Zurückhaltung eingetreten ist, welche sich nur dann legen wird, wenn endlich einmal Garantien dafür gegeben werden, daß Deutschlands Industrie, Handel und Gewerbe in seinen Bestrebungen die notwendige Unterstützung beim Parlament findet.“

Mit nicht ganz unberechtigter Schadenfreude konstatiert demgegenüber die agrarische „Deutsche Tageszig.“, daß sämtliche vom Hansabund auf den Schild gehobenen Reichstagsabgeordneten für die Vermögenszuwachssteuer gestimmt haben, und fügt höhnend hinzu: „Man weiß nicht, wen man mehr bedauern soll, den Hansabund wegen seiner Enttäuschung oder die Abgeordneten wegen dieser scharfen und schonungslosen Kritik.“

Zu bedauern ist dabei nur eins, daß die Kreise des kleineren Besitzes es die Parteien entgelten lassen, wenn sie einmal vernünftige Steuerpolitik machen. Die Besitzsteuer war ja nach der „Finanzreform“ des schwarz-blauen Blocks von 1909 zur Losungsparole von 1912 im besonderen für die liberalen Parteien geworden. Sie mußte also kommen, zumal der neue Reichstag schon nach Jahresfrist vor eine neue ungeheuerliche Militärvorlage gestellt wurde. Die „Begeisterung“, mit der zunächst der Gedanke des Wehrbeitrages aufgenommen wurde, war zwar von Anfang an zum Teil geheuchelt; sie verschwand ganz, als der Wehrbeitrag dahin ausgestaltet wurde, daß nicht nur große und mittlere Vermögen, sondern auch die Einkommen über ℳ 5000 damit belastet wurden. Gegen das Selbstzahlen hat nämlich das kleinere und mittlere Bürgertum ebenso einen Abscheu wie die Großbourgeois und die Agrarier. Die Massen des deutschen Volkes sind aber durch die früheren „Finanzreformen“ schon in einer Weise mit Zöllen und indirekten Steuern belastet, daß dieser ungeheuren Last überhaupt kaum noch etwas hinzugefügt werden kann, ohne dadurch den Ertrag in Frage zu stellen, weil höherer Besteuerung auf der einen Seite notwendig Einschränkungen auf der andern folgen müssen, da die Belastung mit Steuern bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit der Aermeren und Armen getrieben worden ist. Die Besitzsteuer, die die Liberalen schon 1909 in Form eines Ausbaues der Erbschaftssteuer forderten, sollte nur ihr Gewissen salvieren, damit sie dem mit indirekten Steuern bepackten Volke sagen konnten: Seht, wir haben auch den Besitz herangezogen zu den Lasten des Reichs, nun dürft Ihr Euch nicht mehr beklagen! So mußte denn auch behufs Deckung wenigstens eines Teils der aus der großen Militärvorlage erwachsenen dauernden Ausgaben eine Besteuerung des Besitzes geschaffen werden.

Die Reichsvermögenszuwachssteuer ist nun freilich keineswegs das Ideal einer Besitzsteuer. Aber so wie sie in den Verhandlungen des Reichstags zum schweren Aerger der Junker und Agrarier geworden, ist sie immer noch erheblich besser, als sie von seiten der Regierungen unter konservativem Druck zugeschnitten worden war. Wäre sie so wie im Entwurf geblieben, eine Eventualsteuer, über deren Einzelheiten die Gesetzgebungen der Einzelstaaten, in Preußen also die Junker und ihr Anhang, zu entscheiden hatten, dann wären im größten Teil Deutschlands freilich die Agrarier besser gefahren, die Gewerbetreibenden würden aber sicher viel mehr Grund zum Klagen haben, als heute.

Bezeichnend ist, daß der Hansabund sich zum Sprachrohr dieser Klagen macht. Der Hansabund ist seinerzeit gegründet worden, um den agrarischen Uebergriffen zu steuern und die Interessen des Bürgertums energischer zu vertreten. Die Gründung erfolgte unmittelbar nach Erledigung der schwarz-blauen Finanzreform, bei der die Besitzsteuer ausgeschaltet worden war, und die Forderung der Besitzsteuer gehörte gewissermaßen zum ersten Inventar des Hansabundes. Seine Pflicht war es, die „mittleren Parteien“ und deren Anhang von der Notwendigkeit der Besitzsteuer zu überzeugen. Und bei den Wahlen 1912 waren die klein- und mittelbürgerlichen Schichten auch für die Einführung von Besitzsteuern. Die meisten mögen sich freilich dafür erklärt haben in der stillen Hoffnung, daß sie selbst nicht davon betroffen werden würden. Hätte die schwache Linksmehrheit des Reichstags ganz frei nach eigenem Ermessen die Besitzsteuer gestalten können, so würde sie zweifellos als Erbschafts- oder Vermögenssteuer besser geworden sein als die schließlich zustande gekommene Vermögenszuwachssteuer. Daß nicht erstere Gesetz wurden, fällt den Konservativen und dem Zentrum zur Last, deren tiefer „Familiensinn“ es nicht zulassen wollte, daß auch das Kindererbe in den höheren Stufen des Besitzes der Steuer unterworfen würde.

Wenn sich Gewerbetreibende und sonstige „liberale“ Elemente heute von den „mittleren Parteien“ abwenden der Besitzsteuer wegen, so ist dadurch erneut der Beweis erbracht, welche ungeheure politische Kurzsichtigkeit in diesen Kreisen herrscht. Das ist schlimm für das Bürgertum; aber noch schlimmer ist, daß der Hansabund nichts Besseres zu tun weiß, als solchen politischen Querköpfen die Stange zu halten, statt sie darüber zu belehren, daß die Schuld an der Unzulänglichkeit der Besitzsteuer an ganz anderer Stelle liegt.

Warum der Reichstag „unfruchtbar“ ist.

Die Regierung hat schon wieder gegenüber den Reichstagsbeschlüssen ein Nein bei der Hand und schickt es den Reichstagsmitgliedern sogar in die Ferien nach. Offiziös wird gemeldet: Auf Grund der Beschlüsse des Reichstags zu der Vorlage über die Wiederaufnahme im Disziplinarverfahren sind die Bundesregierungen soeben zu einer nochmaligen Beratung zusammengetreten. Es wurde einstimmig beschlossen, der Vorlage in der vom Reichstag gegebenen Fassung nicht zuzustimmen, falls der beschlossene Zusatz über die zu gewährende Einsicht in die Personalakten aufrecht erhalten bleibt.

Die Einsicht in die Personalakten ist ein durchaus berechtigter Anspruch der Beamten, den anzuerkennen der Reichstag nicht verweigern konnte. In einigen Bundesstaaten ist dieses Recht der Beamten auch bereits anerkannt worden und irgendwelche Unzuträglichkeiten sind dadurch nicht entstanden. Es ist nur der unaustilgbare preußische Bureaukratismus, der sich dieser vernünftigen Neuerung widersetzt. Und dann will man dem Reichstag die Schuld zuschieben, wenn seine Arbeiten erfolglos bleiben!

Ein neues Fischereigesetz

ist dem preußischen Abgeordnetenhause zugegangen. Der Entwurf zerfällt in elf Abschnitte mit 127 Paragraphen. In den allgemeinen Vorschriften (§§ 1 bis 3) hat der Begriff der geschlossenen Gewässer im Interesse der Fischereiwirtschaft eine Erweiterung erfahren. Der zweite Abschnitt über Fischereiberechtigung (§§ 4 bis 25) enthält eine umfassende Neuregelung des materiellen Fischereirechts, ferner an neuen Bestimmungen, unter anderm die Klarstellung der Fischereirechte durch Eintragung in das Wasserbuch, das Uferbetretungsrecht und Vorschriften über die Uebertragbarkeit der Fischereirechte. Im dritten Abschnitt (§§ 26—29) sollen die Beschränkungen der Ausübung der Fischerei, durch welche ein unwirtschaftlicher Betrieb der Fischerei, insbesondere durch mehrere Fischereiberechtigte, eintreten kann, wirksamer als bisher verhindert werden. In dem Abschnitt über Fischereigenossenschaften (§§ 30—76) sollen die bestehenden Vorschriften im fischereiwirtschaftlichen Interesse ergänzt und in bezug auf das Verfahren den Vorschriften des Wassergesetzes nachgebildet werden. Der fünfte Abschnitt behandelt in den §§ 77—84 die Fischereibezirke. Diese sollen entsprechend den in einzelnen Provinzen bereits bestehenden Spezialgesetzen nach Art der Jagdbezirke eingerichtet werden, um dort, wo der genossenschaftliche Fischereibetrieb nicht möglich ist oder nicht ausreicht, eine sachgemäße Ausnutzung der Fischgewässer zu gewährleisten.

Im Abschnitte über Fischereischeine und Fischereierlaubnisscheine (§§ 85—91) soll die Einführung des von den

Die bange Nacht.

Roman von Adolf Köster.

[30]

Bier floß über die Tische, Schnaps auf die Kleider, Gläser zerklirrten, man tanzte mit der Pfeife im Munde, man spuckte im Tanz über die Schultern der Mädchen hinweg auf den Boden, einige flöteten, einige sangen, andere grunzten tierisch vor sich hin, indem brauner Tabakssaft aus ihrem Munde floß.

Da waren Junge und Alte, solche, die nach monatelanger Ausfahrt hier innerlich wahrhaftig aufsprangen, andere von den Wochendampfern, die auf eine halbe Stunde kamen und wieder gingen. Die Hände dieser Männer hatten im Schneesturm bei Kap Horn Haut und Blut gelassen, jene hatten wochenlang in Oel und Kohlen gewühlt, hatten sich an den dicken Schleußstangen groß und hart gerungen. Nun begehrten sie auszuruhen und suchten überall die weichen Hüften und Hälse dieser fetten Holländerinnen.

Es ist längst nach Mitternacht. Salzheringe werden vertilgt, lose abgezogen, in zwei Hälften, die man hochhält und von unten aufschlürft. Darauf brennen die Kehlen nach Bier. Und aufs neue stampfen die Matrosen durch den Raum.

Steen torkelte zwischen Müdigkeit, ausgelassener Juchheverzweiflung und körperlicher Aufgeregtheit hin und her. Er trank, er redete Plattdeutsch, er beobachtete die scheue Lustigkeit eines völlig geldlosen kleinen Schiffsjungen, er drehte sich mit Schwung und stieß die Mädchen gegen die Kniee. Er zahlte ihnen Likör, schimpfte über den Preis und ging in ein anderes Lokal. Er dachte nicht nach über das, was er tat. Er stieß es von sich. Erst ließ er einen Heizer stehn, der ihn anbettelte. Dann gab er dem nächsten einen ganzen Gulden hin.

Es ward noch wilder jetzt. Die Mädchen verließen ihre Stammlokale und zogen Arm in Arm von Haus zu Haus. Halb betrunken, in phantastisch ausschweifenden Kostümen, einige auf Stielen reitend wie Hexen, so juchzten, bölkten, biesterten sie über das Pflaster. Von dem ward Steen angesteckt. Er geriet in einen Schwarm, der diesen Weibern nachfolgte. Arm in Arm mit dem Schiffszimmermann der „Guahyba“ ward er kurz vor drei Uhr zuletzt gesehn.

Als er am nächsten Morgen erwachte, saß er auf einer Bank in den Anlagen des Goudschen Single.

*

Die paar Wochen, die Steen bis zur Abreise ins erste Semester blieben, schlichen traurig und tot dahin. Zu Hause sprach niemand über seine Englandfahrt. Als er eines Tages plötzlich und unangemeldet an der Tür erschienen war, da hatten alle gewußt, ohne daß sie zu fragen brauchten, daß die Reise mißglückt war. Und außer ihnen ahnte keine Seele, wo er die zehn Tage gewesen war. Er selber war freilich durch diese Reise wie aus allen Geleisen geworfen. Er freute sich nicht auf die kommende Fahrt in die Freiheit, nicht auf den Schwarzwald, nicht auf die großen Wissenschaften, die er spielend bewältigen wollte. Wenn er sich nach etwas sehnte, so war es dies: allein zwischen vier Wänden zu sitzen, von Vater und Mutter und Arbeit ungestört, und fertig zu werden und durch einen ungeheuren Ruck vielleicht ein Ende zu machen mit all diesem, was ihn hierhin und dorthin schmiß.

Er ging wieder auf der Chaussee zwischen Steinbeck und Sande, dort, wo man rechts über die weißen Sandrücken in die fette Marsch hinuntersieht. Der Wind wehte. Seiner Gewohnheit nach, die nun immer stärker in ihm wurde, sprach er mit sich selber:

„Und dann, warum bin ich so und nicht wie Ingwer Ketelsen? Ketelsen ist Theologe und weiß, was er will. Er hat schon jetzt das Thema für seine erste Seminararbeit. Und ebenso Rosental. Er wird Jura studieren, aber er weiß: er wird ein Zeitungsmann. Er wird Kriegsberichterstatter. Er wird die Probefahrt mit dem neuen Kreuzer machen. Er weiß, was er will. Aber ich? Wenn ich doch weniger könnte! Ich unterhalte mich mit Ketelsen — wissenschaftlich, ernst, erfolgreich. Gut! Aber ich unterhalte mich auch mit Rosental — schwärmerisch, freisinnig, mit Invektiven gegen die Zunftgelehrten. Und dann stehe im am Schluß allein und frage: Was bin ich? Wie? Alle haben sie einen Kring. Ich bin mit allen alles und bin doch allein. Muß ich so sein? Warum will ich alles? Warum will ich arm sein und doch reich, fromm und doch freisinnig? Laufe ich den Leuten nach? Nein. Ich hasse sie. Warum sind sie freundlich? Warum lassen sie mich nicht fühlen, wie gleichgültig ich ihnen bin? Liebe ist Dreck — Politik ist Dreck — Wissenschaft ist Dreck. Warum sag ich das nicht immer, was ich jetzt fühle, deutlich fühle? Ich greife es. Ich greife es: alles ist Schleim. Was soll ich also in Heidelberg? Und meine Mutter meint, daß ich noch einmal auf Roggenbaums Kanzel predigen werde . . .“

Solche Reden führte Steen, wo er sich unbeobachtet glaubte, schon damals, indem er mit den Händen agierte, stehen blieb, einen Eckstein fragte oder einer Wolke den Weg verbot.

Er kam in diesen Tagen auch zu Steffen hinüber. Die Stunden waren freilich schon in andern Händen. Aber er erkundigte sich nach dem Fortgang, nach dem Befinden der Eltern, der Tochter . . . .

O, Fräulein Gutte ging es sehr gut. Sie hätte gerade geschrieben. Jetzt begännen die Hockeymatches, und es würde grün rings um die kleine Stadt. Heimweh hätte sie nicht. Vor ein paar Tagen sei Leutnant Kirsebohm dort gewesen, von London aus, wo sein Schiff im Hafen lag. Zwei Tage lang. Sie hätten eine Ausfahrt gemacht — sie und die ganze Pension —, es sei etwas kalt gewesen, aber so fröhlich, daß niemand sich erkältet hätte. Jawohl, so fröhlich. Sie sollten nur mehr Bekannte hinaufschicken zu ihr. Zuerst bekäme man zwar etwas Sehnsucht, aber hernach fühlte man um so mehr, wie schön es dort sei. . . .

So hatte sie geschrieben. Ihr Zimmer war abgeschlossen und, wie die Mutter sagte, es bliebe genau so, wie sie es verlassen, bis zu dem Tag ihrer Rückkehr. In der Garderobe hing ihre weiße Hockeymütze von ehedem. Steen streichelte sie.

Aber zu Hause bei Steens gab es an diesem Abend zwischen ihm und seinen Eltern einen heftigen Streit. Der Sohn wollte nichts essen. Und seine Mutter hatte ihm ein Lieblingsgericht bereitet. Und da brauste der alte Steen auf. Und dann gab ein Wort dem andern Platz, und der Alte schlug auf den Tisch, und die Mutter weinte. Steen aß. Aber dann kamen sie auf seine Abreise und auf das Geld zu reden. Wie er sich hätte unterstehen können, mit dem ihm zum Studium gegebenen Gelde zehn Tage nutzlos in der Welt umherzureisen? Das traf den Jungen, wie er meinte, ins Heiligste. Und wie immer, wenn man eine unbequeme Wahrheit hört, so schlug er nun, ohne Halt, drauf los.

Er schrie mit Tränen in den Augen, was er ihnen getan hätte. Alle wären gegen ihn. Warum nun auch sie? Und was wollten sie mit diesem ewigen Pastorwerden? Er werde Pastor? Jawohl! Aber sie sollten den Mund halten davon. Was wüßten sie denn von ihm? Diese ganzen Jahre hier in dieser kleinen Wohnung — hätten sie sich wirklich je um ihn gekümmert? Wüßten sie denn, wonach er sich von Kindheit auf gesehnt hätte? Um seine Kleider, um seinen saubern Hals, um seine Kirchenbesuche hätten sie sich gekümmert. Aber sonst? Hätte er nicht alles allein gemacht? Alles? Auch das, wovon sie gar nichts wußten? Wovon er ihnen mit keinem Deut etwas gesagt hätte? Er mache ihnen keinen Vorwurf hier. Aber das könne er ihnen sagen: es gäbe nichts Schlimmeres auf der Welt, als power zu sein . . .

„Ihr seid nicht power. Nein. Aber ich. Ich bin power. Weil ich mich herumdrücke und herumlungere, wo ich nicht hingehöre. Ich weiß es, daß ich da und da nicht hingehöre. Die Leute wissen es auch. Sie behandeln mich darnach. Ich habe nicht gelernt, mich zwischen ihnen zu bewegen. Was soll ich zwischen dieser frommen eleganten Kirchenbande hier? Zwischen den Bengels drüben auf dem Gymnasium? Ich verachte sie. Ich bin mehr als sie alle. Das weiß ich. Aber der dümmste Marinemann ist mehr als ich. Jawohl, das weiß ich auch. Und ich muß betteln. Die ganze Zeit. Und wer weiß, wie lange noch. Und wenn ich wirklich was bin — alle werden mir doch sagen, daß ich früher nichts war, daß ich die Kleider von gutverdienenden Krämern getragen habe, denen unsere Mader den Dreck nachraken mußte. Ich mache Euch keine Vorwürfe. Aber hättet Ihr uns doch um Gotteswillen gelassen, wo wir waren! Wären wir doch auf dem Deich geblieben. Und hätte ich nie eine andere Schule gesehen!“

So redete er. Und die Alten machten ihm bittere Vorwürfe, Und er verteidigte sich. Und so war es raus. Vieles, was er bisher dumpf gefühlt, aber nicht klar gedacht hatte. Nun stand ihm sein Recht ganz fest.

Die Alten plänkelten noch hin und her. Aber dann endete es im resignierten Einverständnis aller. Wie er schlafen ging, da gaben sie sich die Hand, was sie sonst nie taten. Steen aber, als er lag, meinte doch, durch diesen Streit mehr verloren als gewonnen zu haben. Sie wußten nun alles. Sie vergaben ihm in Traurigkeit — ganz sicher. Aber war seine Zukunft dadurch um ein Oentchen besser gestellt?

*

Die Abiturienten dieses Jahrganges machten einen letzten Ausflug, bevor sie sich zerstreuten. Steen hatte es nicht vorgeschlagen. Man ging nach Kupfermühle. Es waren auch Damen da, vor allem jene, die bei der Aufführung beteiligt gewesen waren. Man ging keusch und züchtig über die Felder, zitierte Liliencron, trank zwei und eine halbe Stunde Kaffee, unterhielt sich schlecht und recht, ruderte, schwärmte, schwieg, alberte und eilte vor Dunkelwerden nach Hause. Steen gähnte.

Postbote Grelling kam vom Karpfenteich herauf und traf ihn, gerade als er aus der Elektrischen sprang.

Ein Brief! Ein schmaler blauer Brief. Mit blauer Marke. Aus England. Mit Gutte Steffens Handschrift, steil und groß.

Wohin soll Steen gehen? Nach Hause? Er wollte ungestört sein. Spazieren? Es war dunkel.

Steen geht nach Hause, schließt sich ein und liest folgenden Brief:

„Lieber Herr Steen! Verraten sie um Gotteswillen niemandem etwas von diesem Brief. Es würde mein Unglück sein. Aber ich muß Sie wirklich bitten, mich ganz zu vergessen. Ich liebe Sie nicht. Ich bewundere Sie. Ich möchte, daß wir uns später oft treffen, aber ich liebe Leutnant Kirsebohm. Sie kennen ihn und müssen sagen, daß auch er ein tüchtiger Mensch ist. Lieber Herr Steen! Selbst wenn ich Sie liebte, würde der Ausgang ja unglücklich sein. Meine Eltern würden uns immer im Wege stehen. Und wie lange würde es dauern, bis daß ich die Ihre werden könnte. Aber nun liebe ich Sie ja gar nicht. Wirklich. Ich habe mich geprüft. Es ist nur Bewunderung und Freundschaft. Diese aber möchte ich Ihnen gerne weiter bewahren. So könnten Sie mir zum Beispiel ein paar gute moderne Romane